





Richard Crompton

# HELL'S GATE

Kriminalroman

Deutsch von  
Christine Blum

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Von Richard Crompton  
ist bei dtv außerdem erschienen:  
Wenn der Mond stirbt (26015)

Alle Figuren in diesem Buch sind frei erfunden,  
jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen  
lebenden oder toten Personen wäre rein zufällig.



Deutsche Erstausgabe 2015  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2014 Hell's Gate Ltd.  
Titel der englischen Originalausgabe:  
›Hell's Gate‹ (Weidenfeld & Nicolson, London 2014)  
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe:  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel/punchdesign,  
München  
Gesetzt aus der Aldus 10,75/13,5  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26062-6

Für Katya,  
ohne die es keine Bücher gäbe

Und für unsere Kinder,  
ohne die es weitaus mehr gäbe



**i-Loikop** (Substantiv, Maa): **Mord**

Mord kann nur zwischen Massai geschehen. Nur wenn ein Massai einen anderen Massai tötet, wird von Mord gesprochen. Sollte ein Streit zwischen Massai tödlich enden, so wird die Beziehung zwischen den beteiligten Parteien neu definiert. Diejenigen, die für den oder die Tode verantwortlich sind, werden fortan als *il-oo-ikop* bezeichnet: die-Leid-zugefügt-haben.

Frans Mol, *Maasai Language and Culture*

Man kann sie nicht versklaven, man kann sie nicht einmal ins Gefängnis stecken. Bringt man sie dorthin, so sterben sie binnen drei Monaten. Daher sieht das englische Landesgesetz keine Haftstrafen für die Massai vor; sie werden ausschließlich mit Geldstrafen belangt. So stehen dank ihrer schlichten Unfähigkeit, ein Leben in Knechtschaft zu führen, von allen eingeborenen Stämmen einzig die Massai auf einer Stufe mit dem eingewanderten Adel.

Isak Dinesen (Tania Blixen), *Out of Africa*





# 1

Sie haben den Himmel genommen  
und in Bande gelegt.

Er ist: ein Paar Flip-Flops, eine ausgeleierte Shorts. Ein dazu passender schwarz-weiß gestreifter Kittel. Vor sich her trägt er eine schmuddelige Schaumstoffmatratze – nein, eine halbe Matratze, einmal längs durchgeschnitten, nicht breiter als seine Schulterblätter. Darauf liegt zusammengefaltet eine kratzige Wolldecke. In der Tasche seines Kittels steckt ein kleines gelbes Kärtchen, auf dem von Hand sein Name, seine Nummer und sein Verbrechen vermerkt sind.

Das ist er, nicht mehr. Nur einer der vielleicht viertausend Insassen. Er sieht aus wie sie. Er geht sogar wie sie – ein flaches, mutloses Schlurfen, an dem die übergroßen Flip-Flops schuld sind.

Er sieht aus wie sie, aber er ist keiner von ihnen. Auch sie wissen das: schon die erste Gruppe, an der er vorbeikommt, blickt ihm aus sieben Paar trotzigem, feindseligen Augen entgegen.

»Bulle!«, zischt einer von ihnen.

Schon oft hat er Gefängnisse betreten. Schon oft hat er diesen Geruch nach stumpfer, beengter Menschheit eingeatmet; hat Luft, dick von der Wärme Hunderter Leiber, in der Kehle brennen gespürt.

Jedes Mal droht Panik in ihm aufzusteigen. Jedes Mal

unterdrückt er sie mit einem Schauer. Redet sich zu, dass er ja, anders als die anderen, wieder gehen darf.

Aber nicht dieses Mal.

Der Wärter hinter ihm lacht leise. »Freunde wirst du hier nicht viele finden, Massai. Lern besser, mit offenen Augen zu schlafen.«

»Aus dem Weg!«, ertönt eine Stimme. Zwei weiß gekleidete Gefangene trampeln vorbei, zwischen ihnen ein riesiger dampfender Aluminiumkessel, gefüllt mit grauer dickflüssiger Pampe, auf der ein paar fleischige rosa Bohnen schwimmen.

Klappernd stellen die Köche den Kessel mitten auf dem Hof ab. Auf dieses Signal hin verwandeln sich die verstreuten Grüppchen von Männern in eine Schlange, Plastikeller und -löffel in den Händen.

»Du kannst dir deine Ration später holen«, sagt der Wärter. »Erst in die Zelle.«

Sie nähern sich einer Wand aus Porenbetonsteinen mit einem schmalen Durchgang. Darüber ist mit Farbe das Wort »Untersuchungshaft« gepinselt. Mit klirrenden Schlüsseln wird die Tür aufgeschlossen, und sie gehen hindurch. Dahinter ein weiterer Durchgang. Es scheint unendlich viele davon zu geben. Dieser Ort besteht aus Tor auf Tor, Tür auf Tür, die nacheinander auf- und wieder zugeschlossen werden. Sie treten ein. Der säuerliche Essensgeruch war unangenehm, aber vor dem ranzigen, beißenden Gestank des Zellentrakts verblasst die Erinnerung daran sofort. Hier riecht es nach Schweiß, Urin, Scheiße, nach Menschen. Sie gehen an offenen Zellen vorbei, jede Tür erlaubt einen flüchtigen Blick auf das dunkle Innere: Matratzen kreuz und quer auf dem Betonboden. Magere Habseligkeiten, in ausgefransten Beuteln an die Gitter-

stäbe des hohen, schmalen Fensters gebunden, durch das graues Licht hereinsickert.

Nun ist er tief im Herzen des Gefängnisses. Die Insassen blicken von ihren Lagern zu ihm auf, als er vorübergeht. Die meisten zu träge, um sich zu rühren, aber in ihren Augen flackern Gefühle. Belustigung. Wut. Hass. Mitleid.

Aus einer Tür schiebt sich bei ihrem Näherkommen ein neugieriges Gesicht; ein gaffender Blick, eine Hand wird über die Kehle gezogen.

Der Wärter lacht kurz und bellend auf, sein Stock bohrt sich in Mollers Rippen. Moller schlurft weiter. In den risigen Flip-Flops zu gehen ist schwierig; er würde sie am liebsten abstreifen. Aber nackte Füße sind hier ebenso verboten wie feste Schuhe. Eine simple Vorsichtsmaßnahme: in Flip-Flops kann man nicht rennen. Und der Boden rund um diese Mauern besteht aus messerscharfem Splitt.

Ein knapper Befehl, anzuhalten. Moller wendet sich der Zellentür zu, die vor ihm klafft.

»Willkommen in deinem neuen Zuhause«, sagt der Wärter.

Auf dem Boden liegen sechs halbe Matratzen. Neben einem fliegenverkrusteten Plastikeimer ist Platz für eine weitere.

»Die Neuen schlafen neben dem Pisspott«, sagt der Wärter und geht mit klimpernden Schlüsseln davon.

Moller schiebt den Eimer mit dem Fuß so weit wie möglich weg und rollt auf der entstandenen Fläche seine Matratze aus. Auf der anderen Seite der Zelle regt sich etwas. Was er für einen Haufen Decken hielt, entpuppt sich als knochendürre Gestalt eines Mannes, der kaum den Kopf heben kann. Aber seine halb geschlossenen Augen schielen in Richtung des Neuankömmlings.

»Ich bin Moller.«

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagt der Kranke. »Wir alle. Wir haben gehört, dass Sie kommen.«

Nun, da seine Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt haben, sieht Mollel, dass die Ohrfläppchen des Mannes weiße Löcher haben, genau wie seine eigenen.

»Supai«, begrüßt Mollel ihn auf Maa.

Der Mann antwortet nicht.

»Was ist mit Ihnen?«, fragt Mollel. »Waren Sie bei einem Arzt?«

»Mir kann kein *mganga* helfen«, erwidert der Mann. »Wissen Sie nicht, dass alle Massai, die ins Gefängnis kommen, dieses Schicksal erwartet?«

Es heißt, kein Massai hielte es dort länger als drei Monate aus. In alten Zeiten glaubte man, sie würden einfach sterben. Als die Gerichte noch britisch waren, vermied man es sogar, Massai für geringere Verbrechen als Mord hinter Gitter zu bringen. Es hieß, eingesperrt zu werden komme für das Volk, das die ganze Welt als seine Heimat betrachtete, einem Todesurteil gleich.

Über die Jahre hat Mollel viele Massai ihre Zeit absitzen sehen. Ein paar von ihnen hat er sogar selbst dorthin gebracht. Gestorben sind sie nicht. Aber das war auch alles. Nach ein paar Wochen wurden sie teilnahmslos, apathisch. Über ihre Augen legte sich ein Schleier und über ihre Haut aschene Blässe. Der elegante Körper der Massai, nicht daran gewöhnt, zwanzig Stunden täglich auf einer Pritsche zu liegen, wurde krumm und bucklig.

Diese gebeugten Gestalten sprachen kaum ein Wort und leisteten niemals Widerstand. Sie waren gebrochen.

»Wie lange sind Sie schon hier?«

»Zwei Jahre, drei.«

»In Untersuchungshaft?« Mollel weiß, wie sich in den Gerichten die Fälle stapeln, trotzdem ist er entsetzt. »Las-

sen Sie mich mit den Wachen reden. Ich kann versuchen, Ihnen einen Arzt zu besorgen, einen Anwalt. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

»Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Kram, *Ole Mollel*«, gibt der Mann zurück. »Hier drin will keiner Ihre Hilfe.«

Der Wärter taucht wieder auf und drückt Mollel einen schmierigen Plastikteller und einen Löffel in die Hand. »Geh, hol dir dein Essen, bevor es nichts mehr gibt.«

Zurück im Hof lässt Mollel den Blick schweifen. In Gruppen stehen die Gefangenen da oder sitzen am Boden und kauen aus den Plastiktellern ihre zähflüssige Pampe wie eine Herde Zebras. Dazwischen sind in ihren Khakiuniformen, Baretten und Schulterstücken die Wärter auf der Pirsch und lassen beiläufig die Schlagstöcke kreisen.

Ringsum hohe Mauern, hie und da eine anonyme vergitterte Tür. Mit rostigen Stacheldrahtspiralen ist der Himmel an die Mauerkrone gebunden.

Ein Klecks warmer Flüssigkeit trifft sein Gesicht. Speichel voll zerkauter Bohnen rinnt seine Wange hinunter. Er schüttelt den Kopf, um ihn nicht in den Mund zu bekommen.

Der Volltreffer ruft Gelächter hervor.

»Na, wie gefällt dir das, *Polizist?*«

Er senkt den Blick, aber die spöttische Feindseligkeit folgt ihm zu dem Kessel mitten im Hof, der inzwischen nicht mehr dampft. Er spürt alle Augen auf sich liegen, während er sich diesem mit seinem Teller nähert.

Es ist nichts übrig. Nur zwei oder drei Bohnen kleben an den Blechwänden, sonst ist alles aufgegessen.

Während er das feststellt, kehrt das Gelächter zurück. Erst ein Kichern, dann ein Pfiff, dann wiehernd, aus vollem Halse. Und dann kommt in die willkürlichen Ausbrüche

ein Rhythmus, etwas Pulsierendes; die Gefangenen stampfen unisono mit den Füßen auf.

Eine Minute lang tun die Wärter gar nichts. Sie scheinen sich zu amüsieren. Dann, plötzlich, haben sie genug. Die Stöcke werden gezückt, und der Mob beruhigt sich. Die Gefangenen werden wieder in die Zellen getrieben.

Mollet wird zurückgehalten, aber nur so lange, bis die anderen hinter Schloss und Riegel sind. Es ist keine Vorzugsbehandlung; die Wärter wollen nur verhindern, dass es auf dem Gang zu Auseinandersetzungen kommt.

Als Mollet seine Zelle betritt, ist der sterbende Massai nicht mehr der Einzige dort. Ein Chor aus Stöhnen und Buhrufen begrüßt ihn.

»Warum kriegen ausgerechnet wir ihn?«, fragt eine Stimme.

»Weil ihr Platz für noch eine Matratze habt, seit euer Kumpel sich erhängt hat, Oweno. Während ihr anderen sechs anscheinend geschlafen habt.«

Oweno grinst. »Wir schlafen alle gut hier. Oder, Jungs?« Er steht auf, packt den Plastikeimer und drückt ihn Mollet in die Hände. Der Gestank schlägt Mollet entgegen. Am Boden schwappt ein Fingerbreit dicke Pisse.

»Gewöhn dich dran«, sagt Oweno. »Ab jetzt leerst du das Ding.«

»Benehmt euch, Jungs«, warnt der Wärter. »Der da ist kein Eseldieb aus Kericho. Wenn ihm was passiert, werden einige Leute Fragen stellen.«

»Machen Sie sich wegen uns keine Sorgen«, sagt Oweno. »Wir hier drin sind Riesenfans der *polisi*.«

Ein zweiter Wärter kommt hinzu und sagt leise etwas zu dem ersten. Beide mustern Mollet mit Interesse.

»So, so, Massai. Fühl dich geehrt. Der Boss will dich sehen.«

»Der Direktor?«, fragt Mollel.

Die Zelle bricht in Lachen aus. Selbst die Wärter kichern.

»Komm.«

Sie führen ihn an der Tür zum Verwaltungsblock vorbei, weiter zur Apotheke. Dort klopft einer der Wärter respektvoll an die Tür.

Sie wird von einem hochgewachsenen Mann mit freundlichem, rundlichem Gesicht geöffnet. Jungenhafte Augen, die etwas schräg stehen. Er wirkt unschuldig wie ein Kind. Was kein bisschen dazu passt, was Mollel von diesem Mann weiß und was dieser tut.

Es ist Mdosí. Dieser Gefängnisaufenthalt hat weder seine Macht noch seinen Einfluss verringert. Er tritt beiseite, um Mollel hereinzulassen, nickt den Wärtern zu und schließt die Tür.

Die Apotheke ist ein einzelnes Zimmer, das unverkennbar in Mdosís private Residenz verwandelt wurde. Am Fenster hängen Vorhänge. Auf dem frisch gestrichenen Betonboden liegt neben dem unvermeidlichen Pisspott ein Teppich. An der Wand hängt ein Kalender mit Fotos vom schneebedeckten Mount Kenya. Auf einem Hocker flimmert ein stumm gestellter kleiner Fernseher vor sich hin. Und, vielleicht am beneidenswertesten: es gibt ein Bett. Ein ordentliches, ausreichend breites Bett auf Beinen, und an einem Haken an der Decke hängt darüber der verdrillte Brautschleier eines Moskitonetzes.

Mdosís Augen funkeln vor Belustigung. »Hast du mir etwas zu sagen, Massai?«

»Worüber?«

»Darüber, dass meine Leute immer noch verschwinden. Darüber, was mit ihnen passiert. Die ziehen sich nicht einfach aus dem Geschäft zurück und machen sich einen

schönen Lenz. Die werden umgebracht. Und ich will wissen, von wem.«

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen«, antwortet Mollel.

Mdosi lächelt. Langsam, bedächtig, zieht er sich einen seiner Flip-Flops aus. Die Sohle hat quer eine Kerbe. Geschickt bricht Mdosi das Stück vollends ab.

Dann geht er zu dem Pisspott. Taucht die Finger in die Brühe, tastet vorsichtig nach etwas, was mit dem Auge nicht zu sehen ist, zieht schließlich eine zehn Zentimeter lange Glasscherbe heraus. Er steckt sie in das abgebrochene Stück Absatz, das, wie Mollel bemerkt, zu diesem Zweck eine Aussparung hat. Fast liebevoll nimmt Mdosi die improvisierte Waffe in die Hand und schaut zu, wie die Scherbe in dem schwachen Licht glitzert.

»Das«, sagt Mdosi zu Mollel, »ist für dich.«

Es muss der Krach gewesen sein, ein Poltern gegen die Tür, das den Wärter aufschließen lässt. Mdosis Waffe liegt in Mollers Hand.

Blut tropft von ihr zu Boden.

Der Wärter blickt auf Mdosi hinab, der in einer rasch wachsenden Blutlache auf dem Betonboden liegt, dann sieht er wieder Mollel an. Mollel öffnet die Hand und lässt die Scherbe zu Boden fallen. Sie zerbricht.

Endlich findet der Wärter seine Sprache wieder.

»Du – du kranker Bastard! Du hast ihn umgebracht!«



## 2

Eine Woche zuvor

»Eins klären wir besser gleich«, sagt der junge Mann und schwenkt einen knöchigen Finger vor seinem Gesicht herum. »Nur weil Sie Sergeant waren, haben Sie mir gar nichts zu sagen. Wir sind beide Detective Constables, und das hier ist mein Revier, also bin ich der Chef. Kapiert?«

»Kapiert«, sagt Mollé.

Er widersteht der Versuchung, Shadrack Kitui in die leicht spitze Nase zu kneifen. Wie alt ist der Welp? Vier-, fünfundzwanzig? Das heißt, vom Alter her ist er Mollés Sohn – der jetzt, mit zehn, wie verrückt in die Höhe schießt – näher als ihm, Mollé. Wenn Adam jemals so werden sollte, denkt Mollé, schüttelt den Gedanken aber rasch ab. Adam hat schon jetzt mehr Anstand und Vernunft als der Schnösel hier. Dabei ist er noch nicht mal in der Pubertät.

»Gut«, sagt Shadrack. »Wir brauchen hier keinen Ausschuss aus Nairobi, der uns sagen will, wo's langgeht. Hier in Hell machen wir das auf unsere Art.«

Es war wohl das, was Otieno unter einem guten Witz versteht. Zu viele gekränkte Egos drüben in der Zentrale in Nairobi, zu viele Leute mit Einfluss, denen Mollé ein Dorn im Auge war. Und doch war er dank seiner Akte fast unmöglich loszuwerden.

Mollel hatte sich bei seiner letzten Ermittlung einen etwas heiklen Ruf erarbeitet – oder, wie sich sein Boss so elegant ausgedrückt hatte: »Wenn mir ein Köter vor die Tür schießt, muss das aufgewischt werden, Mollel. Fertig. Ich muss nicht wissen, welcher Köter es war.« Und dabei hatte der Polizeipräsident sein Gesicht in die riesigen Hände gestützt und sich mit den Daumen die Stirn gerieben. Nicht dass Mollel Begeisterungstürme erwartet hätte – er hatte den Fall einer ermordeten Prostituierten, einer *poko*, gelöst und es dabei geschafft, einige der mächtigsten Leute in der Stadt gegen sich aufzubringen –, aber ein Wort des Dankes hätte nicht geschadet.

Doch in der Zeit wurde ohnehin viel gestorben. Noch immer gab es keine genauen Zahlen. Es war zu bezweifeln, ob man je erfahren würde, wie viele tatsächlich umgekommen waren. Ein Lynchmob hier, ein Angriff mit Macheten dort. Ganze Clans, ganze Dorfgemeinschaften waren mit den Konsequenzen der Wahlfälschung konfrontiert. Kikuyu, Luo, Kalenjin. Stamm gegen Stamm, Nachbar gegen Nachbar. Was zählte da schon eine tote *poko*?

»Sie sind ein guter Ermittler, Mollel«, hatte Otieno ge-seufzt. »Sie glauben an das Gesetz. Aber was Nairobi momentan braucht, sind nicht Gesetze. Nairobi braucht Ordnung. Und das heißt, Sie, Mollel, brauche ich nicht hier. Sondern so weit weg wie möglich.«

Also hatte Otieno ihn nach Hell geschickt, zur Hölle so-zusagen.

Eigentlich dämmerte die kleine Gemeinde mit dem Unheil verkündenden Namen, die auf dem schmalen Streifen Land zwischen dem Naivasha-See und dem Nationalpark entstanden war, offiziell unter dem Namen Maili Ishirini vor sich hin – was nichts anderes bedeutete, als dass sie zwanzig Meilen von Naivasha Town, dem nächsten Ver-

waltungszentrum, entfernt lag. Aber im Volksmund hatte die staubige, mückengeplagte Siedlung längst den Namen des Nationalparks angenommen, an dessen hohen Maschendrahtzaun sie grenzte. Hell's Gate, der Park, der seinen Namen der tiefen Schlucht verdankte, die sich hindurchzog, war berühmt für seine Schönheit. Hell, die Siedlung, war alles andere als schön. Die kleine Polizeiwache, die ursprünglich kaum mehr gewesen war als ein Verkehrskontrollpunkt, hatte alle Mühe, mit der steigenden Einwohnerzahl zurechtzukommen. In den letzten Jahren, als die Blumenfarmen um den See herum zu expandieren begannen, hatten diejenigen, deren zermürende Arbeit darin bestand, die Blumen in den Plastiktunneln zu ernten – und andere, die auf leichtere Ernte jenseits der Tunnel hofften –, sich aus Porenbetonsteinen und Wellblech eine stetig wachsende inoffizielle Siedlung aufgebaut. So groß, dass Hell heute einige Tausend Menschen, ein halbes Dutzend schäbige Bars und Grillbuden, ähnlich viele Kirchen, eine Handvoll Geschäfte, einen zweimal wöchentlich stattfindenden Flohmarkt, eine baufällige Polizeiwache und vier Polizisten beherbergte.

Fünf, korrigiert sich Mollé. Er ist jetzt einer von ihnen. Und so lästig es ist, Shadrack ist sein Kollege. Und er hat hier eine Aufgabe zu erledigen.

Sie stehen vor einem der Tunnel aus Plastikfolie. Er beschreibt einen makellosen Halbkreis, etwa doppelt manns-hoch. In der Mitte ist eine Doppeltür aus schwarzem Gummi, die in jedem Flügel ein kleines gestreiftes Fenster hat. Ein Schild schreit auf Swahili und Englisch lauthals ONYO – ACHTUNG heraus: Gefahr. Pestizide. Betreten für Unbefugte verboten.

»Was jetzt?«, fragt Shadrack.

»Ich weiß nicht. Sie sind der Boss.«

»Gehen wir rein. Wir haben ja nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Nach Ihnen«, sagt Mollel.

Nervös schielt Shadrack das Schild an. »Vielleicht warten wir besser, bis jemand kommt.«

»Supai«, hören sie in diesem Moment.

Der Sprecher ist ein Krieger. Lautlos ist er in seinen Sandalen aus Reifengummi hinter ihnen aufgetaucht. An seinen Arm- und Fußreifen baumeln keinerlei kleine Metallscheibchen, wie sie bei Dörflern wegen ihres Klimperns so beliebt sind; er könnte es nicht gebrauchen, bei jeder Bewegung ein Geräusch zu machen. Seine langen Beine ragen aus einem rot karierten *shuka*, einem großen Tuch, das um die Taille fest von einem mit Kaurimuscheln verzierten Ledergürtel zusammengehalten wird. Auf einer Seite hängt daran ein langer gerader Dolch, auf der anderen eine polierte Keule; dazwischen ein Etui mit einem Handy. Seine sehnigen, muskulösen Oberarme sind mit Kupferreifen verziert. Um den Hals trägt er einen eng anliegenden weißen Perlenkragen. Sein Haar ist an den Schläfen ausrasiert und hängt hinten in festen, sorgsam mit Henna gefärbten Dreadlocks herunter.

Er sieht herrlich aus.

»Ippa«, antwortet Mollel korrekt auf den Gruß in Maa.

Das war auch er einmal. Ein Krieger. *Ein moran*. Überscharf erinnert er sich, welcher Stolz jedes Mal in ihm aufstieg, wenn er sich in seiner ganzen Pracht zeigte. Dieser Krieger ist vermutlich im selben Alter wie Shadrack, aber der Unterschied zwischen den beiden könnte nicht größer sein. Shadrack mit seinen hängenden Schultern, den ausgebeulten, formlosen Kleidern und der zynischen, gereizten Art. Der Krieger, der sie mit ruhigem Selbstbewusst-